

## Die Bilder von morgen – ambivalente Algorithmen, Immaterialität, Postevidenz

(1) Wenn *etwas* wiederentdeckt werden will, stellt sich zunächst die Frage, auf welche Weise *dieses* zuvor verschwand. Da die Wirklichkeit auf vielfältige Weise von materieller Erscheinung ist, also in Gestalt des *Analogen* existiert, liegt es nahe, dass dieses Verschwinden durch das *Digitale* verursacht wurde. Bezogen auf die Fotografie bedeutet das die Ersetzung des Silberhalogenids durch das Pixel und dessen Binärcode als fotografisches „Elementarteilchen“ – was einen folgenreichen Paradigmenwechsel darstellt. Dabei hat sich der fotografische Prozess selbst in seiner Abfolge kaum verändert: 1. dem kreativen Auswählen und Erfassen eines Motivs, 2. dem Moment der Aufnahme und Speicherung der gewonnenen Bildinformation, 3. der Postproduktion, die sich (von der Labortätigkeit) zur Datenverarbeitung gewandelt hat. Als Ergebnis dieser Abfolge steht ein nunmehr digital erzeugtes fotografisches Abbild eines Teils von – im weitesten Sinne – materieller Wirklichkeit, das sich nicht relevant von seinen analogen Vorgängern zu unterscheiden scheint.

Jedenfalls auf den ersten Blick – denn während der analog-digitalen Transformation sind der Fotografie zwei grundsätzliche, mit der Abbildung von Wirklichkeit in Beziehung stehende Eigenschaften abhandengekommen: Zum einen ihre *Materialität*, die sich aus der Beschaffenheit des primären Bildspeichers (elektronisches Medium vs. Negativfilm) ergibt, zum anderen die sich daraus ergebende *Indexikalität*. Beides sind Eigenschaften, die der analogen Fotografie nativ immanent sind. Denn die gewonnene Bildinformation bleibt, einmal belichtet, entwickelt und fixiert, dauerhaft in das Negativ eingeschrieben und lässt sich nicht verändern oder durch eine andere ersetzen (aber das Fotografierte ist ohne technische Hilfsmittel – also mit bloßem Auge – physisch wahrnehmbar). Das digital erzeugte Bild existiert dagegen zunächst nur als eine Referenz von unsichtbaren gespeicherten Binärzahlen. Diese Bildinformation kann, anders als bei der analogen Fotografie, jederzeit verändert, überschrieben oder gelöscht werden.

Diese immaterielle Beschaffenheit steht für einen elementaren Wandel der Fotografie, denn damit geht dem fotografischen Abbild seine native Verweisfunktion auf die Wirklichkeit verloren: Die dem Analogon immanente Indexikalität wird obsolet und eröffnet der digitalen Fotografie – weit über die kreative Bearbeitung hinaus –, vielfältigste Optionen der Bildmanipulation, die sich der Kontrollierbarkeit entziehen und den visuellen Wahrnehmungsprozess insgesamt infrage stellen. Wenn aber die Unschuldsvermutung gegenüber dem Wahrheitsgehalt eines Fotos strukturell nicht mehr gilt, verändert sich sukzessive die subjektive Erfassung der Wirklichkeit selbst – mit tiefgreifenden Folgen für die Wahrnehmung der Realität.

(2) Denn aus der – vormalig gesicherten – analogen fotografischen Abbildung hat sich ein für jedwede Manipulation anfälliges Medium entwickelt, das rezeptiv zwischen klassischem Bildvertrauen, Ahnungslosigkeit und aufgeklärter Skepsis changiert. Allein weil die Produktion digitaler Artefakte weder quantitativ noch qualitativ erfasst und ebenso wenig verifiziert werden kann, scheitert die Wahrnehmung. Was zur Folge hat, dass es bei der Betrachtung von Fotografien immer weniger um das Erkennen abgebildeter Wirklichkeit – im Sinne von Wahrheit und Erkenntnis – geht, als die affektgeladene flüchtige Rezeption einer Vielzahl beliebiger fotografischer Aufnahmen zu erleben.

Spätestens hier kommt die künstliche Intelligenz ins Spiel, deren Algorithmen ein kreatives Eigenleben entwickeln, die den physiologischen Wahrnehmungsprozess selbst zur Disposition stellen. Die wissentliche Verbreitung manipulierter Bildaussagen ohne jede Referenz ist nur ein Aspekt dieser problematischen Entwicklung. Denn mit dem Verschwinden der Indexikalität verlieren fotografische Abbildungen ihren Bezug zur Wirklichkeit. Damit tritt die Bildproduktion in eine – neu zu definierende – selbstreferentielle Sphäre ein, die bereits aus der digitalen Verbildlichung resultiert und im Begriff ist, Objekte einer transzendenten Wirklichkeit hervorzubringen.

Dieser Wandel ist ein Paradigmenwechsel, denn eine derartige postanaloge „Neuerschaffung der Welt in ihrem eigenen Bild“ (André Bazin, *The myth of total cinema*, 1946) hat weitreichende Konsequenzen für die fotografische Bildproduktion und wirft komplexe ästhetische, ethische und rechtliche Fragen auf: Wer oder was darf wie abgebildet (und in welchem Maß digital verändert) werden? Sind Fotografierende noch die Urheber ihrer Bilder, wenn sie Dateien mit patentrechtlich geschützten Algorithmen einer Software bearbeiten? Denn im Unterschied zum analogen Negativ/Positiv-Prozess, als Filmemulsionen und ihre Verarbeitung einen vergleichsweise geringen Einfluss auf die Bildästhetik hatten, kommen in der Digitalfotografie Werkzeuge zum Einsatz, die wirkmächtige Gestaltungsoptionen vorhalten und damit die Aussage und die Ästhetik vieler Bilder, oft weit entfernt von jedem „integralen Realismus“ (Bazin, *ebenda*), überhaupt erst ermöglichen – mit allen Vor- und Nachteilen.